

HENNING
MANKELL



Der Sandmaler

ROMAN | ZSOLNAY

Das Buch

Stefan und Elisabeth treffen sich auf dem Flug nach Afrika kurz nach dem Abitur wieder. Gegen Ende der Schulzeit hatten sie eine flüchtige Beziehung. Während Stefan das Strandleben genießt, will Elisabeth dieses fremde Land verstehen. Sie freundet sich mit einem Lehrer an, der ihr die historischen Hintergründe erklärt, und der einheimische Guide Ndou führt sie durch die ärmsten Viertel. Elisabeth lernt, die Welt und ihr eigenes Leben mit anderen Augen zu sehen. Bereits in Mankells erstem Afrika-Roman sind seine späteren großen Themen versammelt: die Schönheit des Landes, die Überlebenskunst der Einheimischen, die Gedankenlosigkeit der weißen Touristen und die Nachwirkungen des Kolonialismus.

Der Autor

Henning Mankell, geboren 1948 in Stockholm und aufgewachsen in Härjedalen, lebte als Theaterregisseur und Autor in Schweden und Maputo (Mosambik). Seine Romane um Kommissar Wallander sind internationale Bestseller. Zuletzt erschienen bei Zsolnay *Treibsand*. *Was es heißt, ein Mensch zu sein* (2015), die Neuausgabe von *Die italienischen Schuhe* (Roman, 2016) und *Die schwedischen Gummistiefel* (Roman, 2016).

Henning Mankell. *Der Sandmaler*
Roman. Ü.: Verena Reichel. 160 Seiten
Gebunden. Auch als E-Book
Erscheint am 21. August 2017

www.zsolnay.at



Henning Mankell

Der Sandmaler

Roman

Aus dem Schwedischen
von Verena Reichel

Paul Zsolnay Verlag

Die schwedische Originalausgabe
erschien 1974 unter dem Titel *Såndmalaren*
bei Författarförlaget in Stockholm.

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-552-05854-5
© Henning Mankell 1974
Alle Rechte der deutschen Ausgabe
© Paul Zsolnay Verlag Wien 2017
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Nach dem Essen ging Elisabeth zur Rezeption und kaufte ein paar Ansichtskarten. Sie borgte sich einen Stift, setzte sich auf die Terrasse und schrieb. Die erste Karte, die das Hotel zeigte, in dem sie wohnte, schickte sie nach Hause. Der Text bestand nur aus ein paar Floskeln, dass es ihr gut gehe, dass es heiß sei und solche Dinge.

Die zweite Karte schickte sie an den Kindergarten in Landskrona. Das hatte sie den Kindern und den Kolleginnen versprochen, ehe sie dort aufhörte.

Als sie mit den beiden Karten fertig war, hatte sie noch eine dritte Karte, und ihr fiel ein, dass sie eigentlich nicht wusste, an wen sie die schicken sollte. Sie hatte keine festen Freunde aus der Schulzeit und bisher auch kein besonderes Bedürfnis danach gehabt. Also würde sie entweder noch

zehn Karten kaufen und sie an all jene schicken, die sie gewöhnlich traf, oder sie ließ es bleiben.

Aber dann kam ihr der Gedanke, dass sie ihre Schwester ganz vergessen hatte. Sie schämte sich fast und wurde ein wenig traurig, als sie an die Kleine dachte, die in ihrem Stuhl saß und immer nur kränker wurde.

Mit deutlichen Druckbuchstaben schrieb sie ihren Text auf die Rückseite einer Karte, die den Marktplatz zeigte.

Nachdem sie die Karten an der Rezeption in den Briefkasten gesteckt und den Stift zurückgegeben hatte, wusste sie nicht recht, was sie jetzt anfangen sollte. Sie ging auf der Terrasse auf und ab und überlegte. Es war schon dunkel geworden, also konnte sie nur entweder ein Taxi zu Stefans Hotel nehmen oder auf ihr Zimmer gehen.

Beides war nicht sehr verlockend. Sie war nicht müde, aber eigentlich wollte sie sich auch nicht mit Stefan treffen.

Sie hatte sich in der Rezeption auf ein Sofa gesetzt und blätterte in ein paar englischen Zeitungen, als sie die Trommeln hörte. Erst dachte sie, es wäre ein Auto, aber allmählich wurde das Geräusch deutlicher, und der Rhythmus drang durch die Hoteltür an ihr Ohr. Sie legte die Zeitung hin und ging hinaus auf die Terrasse und die Treppenstufen zur Straße hinunter. Dort war das Trommeln deutlicher zu hören. Sie lokalisierte das Geräusch irgendwo in der Nähe.

Kurz entschlossen ging sie zu dem Riesen hin, der den Hoteleingang bewachte, und fragte, was das sei.

»They are dancing«, antwortete er und machte eine Geste in die Dunkelheit hinaus.

»Dancing?«, fragte Elisabeth.

»They are dancing on the street«, erwiderte der Riese.

Elisabeth nickte und setzte sich auf einen der Stühle auf der Terrasse. Noch immer waren die Teilnehmer des Ausflugs ins Naturreservat nicht zurückgekehrt, und die Terrasse war verwaist.

Elisabeth lauschte dem Geräusch der Trommeln, das in der Dunkelheit anstieg und abebbte. Sie nahm mehrere verschiedene Trommeln mit unterschiedlichen Klängen wahr, und sie meinte zu hören, dass sich ein Gemurmel unter die Trommeln mischte.

Plötzlich fasste sie den Entschluss, in die Dunkelheit hinauszugehen, um die Trommeln zu suchen. Rasch stand sie auf, schlüpfte wieder in die Holzschuhe, die sie abgestreift hatte, und ging an dem Riesen vorbei hinaus auf die Straße. Sie bog nach links ab und lief bis zur nächsten Ecke. Dort leuchtete eine matte Straßenlaterne, und Elisabeth bog in eine der Querstraßen zur Winston Street ein. Es war dunkel, und sie konnte kaum etwas erkennen, aber trotzdem ging sie schnell, vielleicht, um es sich nicht anders zu überlegen und umzukehren, oder auch, damit die Angst vor der Dunkelheit nicht die Oberhand bekam. Sie eilte vorwärts, zuckte zusammen, wenn ein schwarzer Schatten vorbeistrich, ging aber beharrlich weiter in Richtung der Trommelgeräusche, die immer lauter wurden.

Hier und da wurde die Straße vom Feuerschein aus den Wellblechhütten beleuchtet, und sie hörte leise Stimmen. Elisabeth machte einen Fehltritt und ihr Fuß wurde nass, aber sie ging weiter, ohne nachzusehen, in was sie getreten war. Vor ihr schimmerte an einer Ecke eine Straßenlaterne, und als sie hinkam, sah sie an der nächsten Straßenkreuzung

zung eine große Menschenmenge. Von dort kam das Dröhnen der Trommeln. Hier war es heller, und sie ging etwas langsamer, bis sie stehen blieb und sich umdrehte, um sich den Rückweg zu merken.

Im Schein der Laterne saßen ein paar Afrikaner und spielten direkt auf dem Boden Karten. Die schmutzigen Spielkarten klatschten aufeinander, und ein leises Gemurmel war von den Spielern zu vernehmen. Auf einem Stuhl daneben saß eine Frau und blätterte in einer zerfledderten Zeitung.

Elisabeth ging langsam weiter auf die Menschenmenge an der Kreuzung zu. Sie empfand eine Mischung aus Angst und Freude, weil sie sich auf eigene Faust hinausgewagt hatte, und obendrein spät am Abend. Bei dem Gedanken, dass sie jetzt etwas erlebte, was Stefan verpasste, konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken.

Elisabeth drängte sich durch die Menge, um besser zu sehen. Da alle auf das Geschehen konzentriert waren, konnte Elisabeth sich bewegen, ohne besonders aufzufallen. Unter den Zuschauern entdeckte sie keine anderen Weißen.

Mitten in einem offenen Kreis standen vier junge Afrikaner und schlugen auf verschiedene Trommeln. Der Schweiß lief ihnen übers Gesicht, der Rhythmus war intensiv und steigerte sich beständig. Das Schauspiel wurde von einer Straßenlaterne erhellt, die direkt über ihren Köpfen leuchtete. Rings um die Trommler tanzten Frauen, jede für sich. Es waren junge und alte und auch Kinder. Aber ausschließlich Frauen. Das war das Erste, was Elisabeth auffiel.

Der Tanz bestand nicht aus großen Bewegungen, es wa-

ren eher Vibrationen, die sich von den Beinen her über den ganzen Körper ausbreiteten. Dabei hielten die tanzenden Frauen die Blicke intensiv auf den Boden und die Füße gerichtet. Die Leute, die sich um die Szene versammelt hatten, beobachteten stumm und gespannt den Tanz. Man hörte nur die Trommeln.

Für Elisabeth hatte die Situation etwas Phantastisches. Die Trommler, die tanzenden Frauen, die regungslose Menge ringsum, die Straßenlaterne, die ein unwirkliches Licht verbreitete, der laue Abend, der Sog der Rhythmen: So etwas hatte sie noch nie erlebt.

Vom bloßen Zuschauen brach ihr der Schweiß aus.

Als sie schließlich zum Hotel zurückkehrte, hatte sie keine Ahnung, wie lange sie fort gewesen war. Die Trommeln pochten noch immer hinter ihr, während sie die wenigen Treppenstufen hinauf zur Terrasse nahm und fast mit dem Riesen zusammengestoßen wäre, der den Hoteleingang bewachte.

»Did you visit the dance?«, fragte er mit einem breiten Grinsen.

»Yes.«

»Do you know what it is?«

»No«, erwiderte sie.

Und dann erklärte der Riese in holprigem Englisch, dass sie einen Fruchtbarkeitstanz gesehen hätte. Er sei nur für Frauen gedacht, und die Tänzerinnen wünschten sich, im kommenden Jahr schwanger zu werden. Auf diese Art würden sie ihren Wunsch vor den Männern zum Ausdruck zu bringen, die um sie herumstanden und zuschauten. Zugleich

sei es aber auch eine religiöse Handlung. Wie der Riese erklärte, zogen die fünf Trommler eine Woche lang in der Stadt herum und spielten jeden Abend an verschiedenen Straßenecken. Und das geschehe in jedem Jahr zur selben Zeit.

»Did you dance?«, fragte er schließlich und lachte.

»No«, antwortete Elisabeth und wurde etwas verlegen.

»Next year, maybe«, sagte der Riese und kehrte wieder zur Tür zurück.

»Maybe«, murmelte Elisabeth, ging zur Rezeption und lief mit dem Schlüssel die Treppen zu ihrem Zimmer hinauf.

Sie zog sich aus und duschte lange. Danach legte sie sich aufs Bett, schaute an die Decke und dachte an den Tanz. Wie schade, dass sie seine Bedeutung beim Zuschauen nicht gekannt hatte. Dann hätte sie vielleicht die Bewegungen und den Trommelrhythmus besser verstanden. Und außerdem war es schade, dass sie die Kamera nicht mitgenommen hatte.

Die Gedanken und Bilder mischten sich mit der stickigen Nachtluft. So warm war es nachts noch nie gewesen. Bestimmt dreißig Grad.

Und vermutlich lag es an der Hitze und den aufregenden Eindrücken, dass sie plötzlich ein Lustgefühl empfand.

Erst lag sie nur eine Zeitlang da und genoss es wie ein leises Jucken im Körper. Dann forderte sie es mit einfachen und behutsamen Handbewegungen heraus. Zufrieden schief sie ein.

*

Am nächsten Morgen erwachte Elisabeth erst um kurz vor elf. Sie blieb noch eine Weile im Bett liegen und döste, dann zog sie sich an, wusch etwas Unterwäsche und ging hinunter in den Speisesaal, rechtzeitig zum Mittagessen.

Stefan wollte etwas später zu ihr kommen, und dann würden sie zu diesem Fußballspiel gehen.

Direkt am Eingang zum Speisesaal traf sie auf Sven. Sie begrüßten sich und setzten sich zusammen an einen Tisch. Elisabeth überfiel ihn förmlich mit dem Bericht von ihrem nächtlichen Erlebnis, und Sven war sehr fasziniert. Er fragte sie nach verschiedenen Einzelheiten, und sie antwortete, so gut sie sich erinnerte.

»Da hast du wirklich was erlebt«, sagte er. »Da wäre ich gern selbst dabei gewesen. Aber weißt du, solche Bräuche werden sehr schnell verschwinden, wenn dieses Land sich nach ausländischen Interessen entwickelt. Man wird dann nur ein paar pittoreske Riten aufrechterhalten, um sie den Touristen vorzuführen. Aber die eigentliche Kultur wird ausgelöscht und durch Coca-Cola und schwedische Popmusik ersetzt werden.«

»Ist das wirklich so?«, fragte Elisabeth ein bisschen skeptisch.

»Ganz bestimmt«, entgegnete Sven mit Nachdruck. »Das merkt man schon jetzt. Was meinst du, wie die Armen uns Touristen sehen? Von ihrem Standpunkt aus haben wir jede Menge Geld. Wir führen hier ein Luxusleben, von dem sie nicht einmal träumen können. Die Skandinavier erzählen von ihrem Heimatland, als wäre es das Paradies auf Erden. Zu Hause klagt man, aber hier protzt man. Ich habe gehört, was sie den Leuten hier einreden, wie perfekt und

problemlos alles zu Hause sei, und ich werde wütend, wenn ich das höre. Was ist das Resultat? Dass die Menschen hier glauben, sie müssten uns nachahmen, damit es ihnen gut geht. Vor allem die Jugendlichen lassen sich beeindrucken. Sie imitieren unseren Kleidungsstil, unsere Musik, unsere Gewohnheiten, und versuchen, ihre Eigenart abzulegen. Nur wenige hier begreifen, dass dies ein irrwitziger Weg ist, der das Land in die Abhängigkeit von europäischen und amerikanischen Unternehmen treibt, die nur Geld verdienen wollen um jeden Preis. Wenn man hier etwas Sinnvolles tun will, sollte man die Menschen über diese Dinge aufklären.«

Das Essen wurde serviert, sie genossen es, und Elisabeth dachte über Svens Worte nach. Sie klangen zwar einleuchtend, aber seine Ansichten waren ihr fremd. Noch hatte sie nicht begonnen, sie sich zu eigen zu machen.

Beim Nachtisch erzählte sie ihm, dass sie und Stefan am Nachmittag zum Fußballspiel gehen wollten.

»Gute Idee«, sagte Sven und nickte. »Das wird bestimmt ein richtiges Volksfest.«

»Möchtest du mitkommen?«, fragte Elisabeth.

»Ich mache heute einen anderen Ausflug«, erwiderte er. »Eine Flussfahrt in den Dschungel. Ich wäre gern mitgekommen, aber dies ist einfach ein bisschen wichtiger.«

»Machst du jeden Tag einen Ausflug?«, fragte Elisabeth.

»Aber nein«, lachte Sven. »Nur gestern und heute.«

Das Fußballspiel sollte um vier Uhr beginnen, und Stefan kam kurz nach drei ins Hotel. Zuvor war Elisabeth unten am Strand gewesen, der dem Hotel am nächsten lag, und hatte eine Stunde lang gebadet. Jetzt saß sie auf der Terrasse und wartete. Stefan stieg aus einem Taxi und setzte sich neben sie.

»Hallo. Wollen wir gehen?«

»Weißt du, wo es ist?«, fragte Elisabeth.

Stefan zog einen Stadtplan aus der Hosentasche.

Sie kamen zu dem Schluss, dass sie die Arena zu Fuß in ungefähr zehn Minuten erreichen könnten.

»Aber wir müssen jetzt gleich los«, drängte Stefan. »Es wird bestimmt voll. Hast du die Kamera dabei?«

Elisabeth lief ins Zimmer hinauf und holte den Fotoapparat. Als sie wieder herunterkam, stand Stefan schon draußen auf der Straße und wartete.

Unterwegs trafen sie Ndou, der darum bat, sie begleiten zu dürfen, und Elisabeth und Stefan nickten.

»Wir werden ihn wohl einladen müssen«, meinte Elisabeth.

»Klar«, sagte Stefan.

Der Fußballplatz, die Nationalarena des Landes, bestand aus einer großen Sandfläche mitten zwischen den Wellblechhütten, die sich außerhalb des hohen Maschendrahtzauns drängten, der die Arena umgab. An der einen Längsseite stand eine Reihe von Holzstühlen, und genau in der Mitte gab es zwei rote Sessel.

Die Tore waren schief und die Netze notdürftig geflickt. Vor dem Zaun weideten Ziegen zwischen Autowracks und allem möglichen anderen Krempel.

Als Elisabeth, Stefan und Ndou ankamen, waren schon viele Leute versammelt, aber die meisten standen draußen vor dem Zaun. In der Arena waren es erheblich weniger.

Sie begaben sich zu einem Eingang, wo an einem wackeligen Holztisch Karten verkauft wurden. Davor stand eine große Anzahl von Polizisten in schwarzen Uniformen und mit weißen Helmen. Sie trugen kurze Hosen, die genau über dem Knie endeten, dazu einen weißen Knüppel, und an einem breiten Gürtel um die Taille hing ein schwarzer Pistolenhalfter.

Stefan kaufte Eintrittskarten und versuchte zu erklären, dass er Sitzplätze haben wollte. Er bekam drei, und sie kosteten weniger als zehn schwedische Kronen.

Ndou war mächtig stolz, während er mit ihnen zu den Holzstühlen trabte. Sie setzten sich in die Nähe der roten Sessel.

Elisabeth fand es ein wenig peinlich, dass sie fast als Einzige auf Stühlen Platz nehmen sollten. Sie fühlte sich ausgesetzt, und Svens Worte klangen ihr in den Ohren, als sie die Menschenmenge betrachtete, die sich außerhalb des Zauns drängte. Stefan dagegen schien die Situation zu gefallen, und er schlug vor, sie sollten sich auf die roten Sessel setzen.

»Sie sind ja nicht nummeriert«, sagte er.

Ndou verstand, was Stefan meinte, und wehrte ab: »No. No.«

»Why not?«, fragte Stefan.

Und Ndou gelang es mit Gesten und ein paar Brocken Englisch zu erklären, dass der Präsident und eine seiner

Frauen vermutlich zu dem Fußballspiel kommen würden, und dann wären es ihre Plätze.

Stefan plusterte sich auf.

»Halt die Kamera bereit«, sagte er. »Wenn wir schon so dicht neben dem Präsidenten sitzen.«

Elisabeth freute sich darüber, dass allmählich immer mehr Leute eintrafen und sich auf die Stühle setzten. Aber es waren nur Touristen. Die Einheimischen, die eine Eintrittskarte kauften, stellten sich an den Zaun, und ein paar Polizisten sorgten dafür, dass sie den Touristen auf der Stuhldreihe nicht die Sicht nahmen.

Plötzlich marschierte ein Orchester ein und positionierte sich direkt neben der Seitenlinie. Es waren etwa zwanzig Musiker mit bunten Uniformen und zerbeulten Instrumenten. Ndou erklärte, dies sei das Polizeiorchester.

Eine Wellblechhütte, etwas größer als die üblichen, diente als Umkleidekabine für Spieler und Schiedsrichter. Sie lag hinter einem der Tore. Auf der anderen Längsseite waren einige Polizisten unterdessen dabei, das Hissen der Fahnen vorzubereiten. Elisabeth schwitzte in der Hitze.

Um fünf vor vier liefen die Spieler auf dem Platz auf. Die russische Mannschaft trug gelb-schwarzgestreifte Hemden und grüne Hosen. Die Fußballer marschierten auf den Sandplatz und reihten sich auf, die schwarzgekleideten Linienrichter und der Schiedsrichter stellten sich in die Mitte. Und in diesem Moment kam der Präsident. Er war ein Mann um die vierzig in einem eleganten Nadelstreifenanzug mit blau-weißem Hemd und gepunkteter Krawatte. Sein Haar war kurzgeschnitten, und er trug eine Brille. An

seiner Seite ging eine seiner Frauen, ebenfalls in westlicher Kleidung. Die Menschen außerhalb und innerhalb des Zauns applaudierten, aber der Präsident und seine Frau nickten vor allem den Touristen zu. Sie stellten sich vor den beiden roten Sesseln auf, und das Polizeiorchester legte mit der russischen Nationalhymne los. Elisabeth kannte sie aus dem Musikunterricht, und sie fing an zu kichern, als sie merkte, wie falsch und unrhythmisch das Orchester spielte. Stefan verzog das Gesicht und deutete gleichzeitig auf die Fahnen, die auf der anderen Seite gehisst wurden. Die russische Fahne hatte sich verwickelt und blieb auf Halbmast hängen. Die Uniformierten mühten sich verzweifelt damit ab, sie zum Flattern zu bringen, und nach einer Weile gelang es ihnen.

Elisabeth war es peinlich, dass sie nicht aufhören konnte zu kichern. Schließlich hatte sie eher Mitleid mit dem Orchester und den Polizisten. Außerdem mochte sie den Präsidenten nicht, der die Seinen nicht grüßte, sondern sich vor den Touristen aufspielte. Aber sie konnte das Kichern trotzdem nicht unterdrücken. Das alles war zu komisch.

Auf die russische Nationalhymne folgte die einheimische. Es war eine fröhliche und rhythmische Melodie, die das Orchester besser beherrschte. Sie klang gar nicht wie eine Nationalhymne, jedenfalls nicht so traurig und getragen wie die meisten, die Elisabeth gehört hatte.

Dann wollte der Präsident die Spieler begrüßen, und es wurde Viertel vor vier, ehe das eigentliche Spiel begann.

Es endete unentschieden, eins zu eins. Was Elisabeth und Stefan erstaunte, waren die Reaktionen des Publikums. Es applaudierte der russischen Mannschaft ebenso herzlich wie der eigenen. Als die Russen am Ende des Spiels den Ausgleich erzielten, jubelte das Publikum tatsächlich. Elisabeth gefiel es, dass die Leute nicht so parteiisch waren, wie sie es beispielsweise von den Eishockeyspielen im Fernsehen kannte. Aber Stefan meinte, das Publikum hätte nicht kapiert, worauf es beim Fußball ankam.

Nachdem das Spiel zu Ende war, schoss Elisabeth ein paar Fotos. Stefan bestand darauf, dass sie den Präsidenten fotografierte. Eigentlich hatte sie keine Lust dazu, aber sie tat es dennoch, um seine Quengelei zu beenden. Sie fotografierte den Präsidenten und seine Frau, als sie an ihnen vorbeikamen, und die beiden lächelten tatsächlich in die Kamera. Dann fotografierte sie das Orchester und machte ein paar Bilder von Ndou. Und langsam begaben sie sich zum Ausgang.

Auf dem Weg zurück zum Hotel fingen Stefan und Elisabeth an zu streiten. Elisabeth ärgerte sich über Stefan und konnte sich nicht zurückhalten. Sie fand, dass er so verächtlich klang, wenn er über den Fußballplatz, das Publikum, das Orchester und das Spiel sprach.

»Wie verdammt blöd du bist«, zischte sie schließlich. »Es ist doch nicht leicht, alles so perfekt hinzubekommen wie in Schweden. So wie die Leute hier leben.«

»Sie könnten doch von uns lernen«, entgegnete Stefan grinsend.

»Sie haben sicherlich wichtigere Dinge zu tun, als uns zu imitieren«, erwiderte Elisabeth. »Sven hat gesagt, dass ...«

»Dass es so und so ist, und dass die Kapitalisten schuld sind«, unterbrach sie Stefan. »Geschwätz. Nichts als Geschwätz.«

»Du bist es, der Unsinn redet«, konterte Elisabeth.

Ndou merkte, dass sie wütend waren. Er blieb ein wenig zurück und beobachtete aus den Augenwinkeln. Sie stritten sich weiter, bis sie zum Hotel kamen, und Stefan ging zu einem freien Taxi, ohne auch nur tschüs zu sagen.

Ndou und Elisabeth blieben vor dem Hotel stehen. Die Dunkelheit war wie üblich rasch hereingebrochen, und Ndou sagte, er müsse jetzt nach Hause gehen. Zögerlich fragte er, ob sie ihm etwas Geld geben könne. Elisabeth nahm aus ihrem Portemonnaie einen Schein, der ungefähr fünf schwedischen Kronen entsprach. Ndou blieb der Mund offen stehen, als er sah, wie viel sie ihm gab. Vor Freude begann er zu hüpfen.

Aber Elisabeth bekam davon nur ein schlechtes Gewissen. Ndou nahm ihre Hand und verbeugte sich, und Elisabeth fand das furchtbar peinlich.

»Do I see you tomorrow?«, fragte der Junge.

»Maybe«, antwortete Elisabeth.

»I will wait for you«, versprach Ndou, und dann lief er los und verschwand in der Nacht, die sich rasch über die Stadt herabsenkte.

Elisabeth ging hinein und setzte sich in der Rezeption auf ein Sofa. Als einer der Kellner ankam, bestellte sie Gin and Grape, und er lächelte, während er ihre Bestellung entgegennahm.

Zum Essen trank Elisabeth Wein, und sie wurde so beschwipst, dass sie den Kaffee ausließ und direkt nach oben ging und sich gleich hinlegte.

In den darauffolgenden Tagen trafen sich Stefan und Elisabeth nicht, weil Elisabeth nicht zu seinem Hotel fuhr. Stattdessen ging sie zu dem Strand unterhalb ihres eigenen Hotels, und Ndou oder Sven leisteten ihr Gesellschaft. Elisabeth hatte das Gefühl, sie brauche ein wenig Abstand von Stefan und müsse sich Zeit nehmen, um ein bisschen nachzudenken. Während sie am Strand lag, schweiften ihre Gedanken immer öfter zurück nach Schweden. Sie überlegte, was sie tun sollte, wenn sie nach Hause kommen würde. Sie fragte sich, was sie eigentlich wollte im Leben.

Eines Tages, als sie auf dem Weg zum Strand waren, erkundigte sich Sven, was sie denn in Zukunft vorhätte. Elisabeth sagte ihm, wie es war, sie wisse es nicht. Sven fragte, ob sie irgendwelche besonderen Interessen habe, aber Elisabeth fiel nichts Nennenswertes ein. »Mit Menschen arbeiten«, meinte sie nur.

Da sagte Sven etwas, das Elisabeth gefiel. Das Wichtige für sie sei jetzt nicht, dass sie sich auf etwas Bestimmtes festlege, sondern dass sie sich Zeit nehme, um Verschiedenes auszuprobieren. Sie habe ja keine Eile, das Wesentliche sei, etwas zu finden, wobei sie sich wirklich wohlfühlen könnte. Genau das dachte Elisabeth selbst auch, ebenso wie alle ihre Freunde. Aber zum ersten Mal hörte sie es von einem Erwachsenen. Die meisten Eltern wollten ihre Kinder bloß so schnell wie möglich in einem bestimmten Beruf wissen.

Mit Sven pflegte sie lange Spaziergänge am Strand zu unternehmen, und sie gingen langsam den Wassersaum entlang und unterhielten sich. Der längste dieser Spaziergänge führte sie zum Fischereihafen der Stadt. Fischereihafen war eigentlich zu viel gesagt, es handelte sich um einen Abschnitt des Strandes, an dem die Fischer mit ihren Booten anlegten.

An jenem Tag, als sie dorthin kamen, war die Fischereiflotte gerade mit ihrem Fang unterwegs an Land, und sie beschlossen, zu bleiben und dem Treiben zuzuschauen.

Viele Leute hatten sich bereits am Strand versammelt, und Sven vermutete, dass es in erster Linie die Familien der Fischer waren, die hierhergekommen waren. Während sie warteten, gingen Elisabeth und Sven herum und sahen sich die Gestelle für die Fischernetze an und vor allem ein Boot, das an Land lag. Es war ungefähr fünfzehn Meter lang und sah aus wie ein riesiges Ruderboot mit langen, vorstehenden Fühlern an Bug und Heck. Über der Wasserlinie war das Boot in starken Farben gestrichen. Ein gelb-weißes verschlungenes Muster auf einem hellroten Untergrund. Sven erklärte, dieses Fischerboot werde meistens gerudert, man könne aber auch ein Segel setzen.

Sie gingen zwischen dem Unrat herum, der haufenweise am Strand lag, warfen hin und wieder einen Blick hinaus aufs Meer und sahen, wie sich die Boote langsam näherten. Plötzlich blieb Elisabeth abrupt stehen. Vor ihr lagen die Skelettreste eines Hais. Größe und Form ließen das eindeutig erkennen.

»Gibt es hier Haie?«, fragte sie verwundert.

»Klar«, entgegnete Sven. »Wusstest du das nicht?«

»Dann wagt man sich doch nicht ins Wasser?«

»Die Haie trauen sich nicht an die Küste!«

»Werden Haie denn auch gejagt?«

»Sieht so aus«, sagte Sven.

Nach etwa zwanzig Minuten näherte sich das erste Boot und blieb in dem flachen Wasser etwa zehn Meter vom Strand entfernt im Sand stecken. Im Boot befanden sich sieben junge Fischer. Sie sprangen heraus, und zusammen mit den Leuten, die vom Strand zu Hilfe eilten, zogen sie das Boot an Land. Dort wurde es vorsichtig zur Seite gekippt und so liegen gelassen. Und dieses Manöver wiederholte sich bei jedem weiteren Boot. Am Strand ging es bald lebhaft zu. Die Leute lachten und riefen einander Anweisungen zu, die Kleinkinder liefen herum und plantschten im Wasser, und Elisabeth und Sven standen ein wenig abseits und schauten zu. Elisabeth hatte die Kamera dabei und machte ein paar Bilder.

Doch die Stimmung schlug rasch um. Die Leute verstummten, als immer mehr Boote hereinkamen und zur Seite gekippt wurden. Sogar die kleinen Kinder hörten auf zu spielen und drückten sich an ihre Mütter.

Die Boote waren leer. Das Fischerglück war miserabel gewesen. Kein Boot hatte etwas gefangen.

Schweigend wateten die Menschen aus dem Wasser und setzten sich an den Strand. Keiner sagte etwas. Ein Hund lief herum und schnupperte nach Resten. Er wurde nicht verschreckt.

Elisabeth erinnerte sich an ein Bild aus der Reisebrochure, in der sie im Bus zwischen Malmö und Landskrona

geblättert hatte. Auf einem Hochglanzfoto hatte ein lachender Fischer einen frisch gefangenen Fisch in die Kamera gehalten.

Und so sieht die Wirklichkeit aus, dachte sie. Die Wirklichkeit jenseits der Reisebroschüren. Sie warf einen Seitenblick auf Sven. Mit gerunzelter Stirn ließ er den Blick über die schweigenden Menschen am Strand schweifen.

Die Stille, dachte Elisabeth. Sie ist besonders schrecklich.

Auf dem Rückweg sprachen sie nicht viel miteinander. Sie gingen nur langsam am Wassersaum entlang, während die Sonne ihnen auf den Rücken brannte. Elisabeth trug ihre Holzschuhe in der Hand, und Sven hatte seine Sandalen am Hosengürtel befestigt.

Am Nachmittag desselben Tages kam Ndou zum Hotel, und er fragte Elisabeth, ob sie ihn nach Hause begleiten und seine Eltern kennenlernen wolle. Er sagte, er hätte von ihr erzählt, und sie würden sich freuen, wenn sie zu Besuch käme. Und das gelte natürlich auch für Stefan, wenn er Lust hätte. »Ich wohne nicht weit weg«, fügte Ndou hinzu und zeigte in die Stadt hinein.

Elisabeth fand, das könnte spannend werden. Denn sie vermutete, dass Ndou in einer dieser Wellblechhütten wohnte, die den größten Teil der Stadt ausmachten. Es könnte interessant sein, eine davon zu besuchen.

»When?«, fragte sie.

»Now«, erwiderte Ndou.

Elisabeth überlegte, dass sie vielleicht eine Kleinigkeit für Ndous Eltern oder Geschwister mitbringen sollte. Ihr

fiel das Nähetui ein, das sie kurz vor der Reise gekauft hatte und das recht hübsch war.

Sie bat Ndou zu warten, lief auf ihr Zimmer und packte das Nähetui in ein Papier, das sie in ihrem Koffer fand.

Ndou wohnte keineswegs in der Nähe. Sie gingen durch die halbe Stadt und kamen in Gebiete, die für Elisabeth völlig neu waren. Aber überall roch es gleich, und die Hütten ähnelten einander. Ndou führte sie immer weiter durch das Gewirr aus Behausungen, und Elisabeth dachte, auf eigene Faust würde sie nie zurückfinden.

Hier und da gab es Straßenschilder. Elisabeth fand es irgendwie zynisch, dass die Wellblechreihen Westminster Street oder London Avenue oder ähnliches hießen.

Ndou ging einen Meter vor ihr und blickte oft hinter sich, um zu sehen, ob sie ihm noch folgte. Er wirkte aufgekratzt und hatte es sehr eilig.

Bradstone Lane Nummer 43 war seine Adresse. Wie Elisabeth vermutet hatte, handelte es sich um eine Wellblechhütte.

»Here it is«, sagte Ndou.

Dann schlug er mit der geballten Faust gegen ein rostiges altes Ölfass und rief etwas in seiner Sprache. Und aus der Hütte kam seine Familie. Vater, Mutter und vier Geschwister, von denen das älteste Mädchen ein Baby auf dem Arm trug.

»I am uncle«, sagte Ndou und zeigte auf das Kleine auf dem Arm.

In Reih und Glied traten die Familienmitglieder vor, gaben Elisabeth die Hand und murmelten ein »Welcome«.

Elisabeth fiel es schwer, ihre Namen zu verstehen. Ndou stand neben ihr und versuchte, ihr zu helfen, aber die ganze Situation war so verwirrend, dass sie kaum hörte, was er sagte. Dass der Vater ebenfalls Ndou und noch irgendwie anders hieß, begriff sie, den Namen der Mutter verstand sie auch, aber bei den Kindern war Schluss, bis er das Mädchen mit dem Baby vorstellte. Es hieß Yene, und das war ein Name, den man sich leicht merken konnte.

Elisabeth sagte in etwas stockendem Englisch, dass sie sich freue, die Familie besuchen zu dürfen, und alle nickten fröhlich.

Dann wurde sie hereingebeten.

Die Hütte bestand aus zwei Zimmern, dazu gehörte ein kleiner Hinterhof, der von drei anderen Rückwänden begrenzt wurde. In den Räumen war es dunkel. Lediglich durch die Türöffnung und zwei ausgeschnittene Luken in den Blechwänden drang etwas Licht herein. Es gab keinen Fußboden, nur blanke Erde, und an den Wänden entlang reihten sich die Schlafstellen. Insgesamt war die Hütte vielleicht sechs Quadratmeter groß, und das sollte also für sieben Personen reichen! Gekocht wurde an der Rückwand im Hof auf einem alten Eisenherd, den Ndou stolz präsentierte. Quer auf zwei alten Benzinfässern lag ein Holzbrett, und ein paar schwarze Baumstümpfe dienten als Sitzplätze. Der gesamte Hof war mit Wäscheleinen bespannt, an denen frisch gewaschene Kleidungsstücke in doppelten Schichten hingen.

Elisabeth wusste nicht so recht, wie sie sich verhalten sollte. Aber sie holte ihr kleines Päckchen hervor und über-

gab es der Mutter, einer großen kräftigen Frau, die ein traditionelles langes Batikkleid trug und ein Tuch um den Kopf gewickelt hatte. Bevor sie das Päckchen öffnete, musste Elisabeth noch einmal allen die Hand schütteln.

Das Nähetui wanderte von Hand zu Hand und wurde dann auf ein kleines Regal an der Wand gelegt.

Als sie schließlich draußen rund um den Tisch saßen, überkam Elisabeth ein Gefühl von Unwirklichkeit. Alles hier war so fremd. Für sie war es unbegreiflich, dass Menschen auf diese Weise wohnen konnten. Die Armut war so ungeheuerlich, das beengte Wohnen so unbeschreiblich. Und mitten in all diesem Elend leuchteten die weißen Kleider wie Fahnen der Hoffnung. Elisabeth sah sich um, aber es gelang ihr nicht, das Ganze zu erfassen. Sie konnte kaum begreifen, dass sie, Elisabeth, dies an einem Novembertag an der Westküste Afrikas erlebte. Man bot ihr ein Glas säuerlichen Saft an, und nicht einmal den Geschmack des Getränks konnte sie einordnen. War es gut oder nicht? War es erfrischend, oder wurde sie davon nur durstiger? Sie stellte das Glas ab und lächelte unbeholfen.

Die Stimmung rund um den Tisch im Hof war freundlich, auch wenn alle ein wenig schüchtern waren. Elisabeth erzählte ein bisschen von sich und von Malmö, und alle Familienmitglieder lächelten höflich. Der Einzige, der außer Ndou etwas sagte, war der Vater. Die Frauen schwiegen und hielten sich zurück, obwohl sie alle mit am Tisch saßen. Elisabeth erinnerte sich daran, dass Sven erzählt hatte, die Frauen hier im Land hätten eine sehr untergeordnete Stellung, und es sei außerdem nicht ungewöhnlich,

dass ein Mann mehrere Frauen habe. In Ndous Familie war Letzteres offenbar nicht der Fall.

Yene, das Mädchen mit dem Baby, unterschied sich ein wenig von den anderen. Irgendetwas an ihrer Kleidung und ihrer Frisur passte nicht in das Familienmuster. Elisabeth dachte, Yene sei wohl ein Beispiel dafür, dass die Jugendlichen westliche Ideale zu übernehmen versuchten. Sie vermutete, dass Yene ungefähr so alt war wie sie selbst, und bekam Lust, mit ihr zu reden.

Nach einer Weile sagte der Vater etwas in seiner Sprache, und daraufhin standen alle außer ihm und Ndou auf und gingen in die Hütte. Als sie allein waren, begann er mit Elisabeth zu sprechen.

Er erzählte, dass er arbeitslos sei und nur selten etwas für den Unterhalt der Familie verdienen könne. Manchmal habe er einen Gelegenheitsjob, aber die seien rar. Daher sei die Familie sehr arm. Und dann fragte er Elisabeth direkt, ob sie Ndou dabei helfen könne, nach Schweden zu kommen, wenn er etwas älter wäre, um dort zu arbeiten. Dann könnte er Geld nach Hause schicken, und der Familie würde es besser gehen. Dass Leute aus diesem Land nach Schweden kamen und dort arbeiteten, war mittlerweile keine Seltenheit mehr, aber um einen Pass und eine Reiseerlaubnis zu erhalten, brauchte man einen Bürgen in Schweden. Ndou habe so viel Gutes von Elisabeth erzählt, betonte der Vater, und deshalb habe er sich entschlossen, sie um Hilfe für seine Familie zu bitten.

Er sprach langsam und ließ jedes Wort ausklingen. Sein Englisch war gut, und Elisabeth hatte keine Schwierigkei-

ten, ihm zu folgen. Während er sprach, hatte er den Blick fest auf sie gerichtet, und sie hatte den Eindruck, dass ihm seine Bitte nicht leichtfiel. Ndou saß angespannt daneben und schaute abwechselnd auf Elisabeth und den Vater. Aus der Hütte war kein Geräusch zu hören. Elisabeth vermutete, dass alle dastanden und angespannt lauschten.

Sie war gerührt. Natürlich wollte sie ihnen helfen, aber wie? Also fragte sie, was genau sie tun solle. Da erwiderte der Vater, wenn sie ihm ihre Adresse in Schweden gäbe und die Erlaubnis, sie zu verwenden, dann reiche das fürs Erste schon. Sollte Ndou tatsächlich nach Schweden reisen dürfen, dann hofften sie nur, dass Elisabeth sich notfalls um ihn kümmern werde. Das sei schon alles.

Elisabeth antwortete, dazu sei sie gern bereit, und sie schrieb ihren Namen und ihre Adresse auf einen Zettel. Unterdessen rief Ndou etwas in die Hütte hinein, und die restliche Familie strömte heraus. Sie scharten sich rund um den Tisch und schauten auf den Zettel mit Elisabeths Namen und Adresse. Er lag da wie eine Kostbarkeit. Jetzt war es an der Zeit, sich zu verabschieden.

Ndou begleitete Elisabeth zurück zum Hotel. Es war ihm anzusehen, wie froh er war. Er wollte Elisabeth an der Hand nehmen, und sie ließ ihn gewähren. Elisabeth selbst fühlte sich auch froh und ein bisschen bedeutungsvoll. Wenn sie der Familie würde helfen können, wäre das ja ein Grund zur Freude in ihrer eigenen ungewissen Zukunft. Jedenfalls war es eine Aufgabe.

Und Ndou hüpfte ausgelassen an ihrer Seite.

So gingen sie durch die Stadt. Ndou schwatzte unaufhör-

lich, Elisabeth antwortete nur mit Ja oder Nein. Sie dachte an sich selbst und daran, dass die Reise nach Afrika in einer guten Woche enden würde.